



Nummer 156.

Montag, den 24. Dezember 1917.

21. Jahrgang.

# Zur Kriegs-Weihnacht 1917!

## \* Kriegs-Weihnachten! \*

Blutrot der Glanz der Weihnachtskerzen  
Und Stahlern, fest und treu die Wacht,  
Voll neue Hoffnung alle Herzen  
In „stiller Nacht, in heiliger Nacht“.

Es tobt die Schlacht, es sprüht das Feuer  
Und doch klingt wundersame Macht  
In all das grause Ungeheuer:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“  
Drum laß doch endlich Friede werden  
Und mach die Völker all bereit,  
Dass Friede, Friede sei auf Erden,

Du „gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Heinz H. Roth.

## \* Es ist ein' Ros' entsprungen \*

Zum vierten Male im Weltkriege verfünden heute Nacht die Glocken durch alle Lände die Geburt des Erlösers. Verkünden es durch die friedlichen Täler, jubeln es bis zu den grausigen Feldern des Todes, weit draußen wo Schlachten tobten. Wie vor zweitausend Jahren strahlten die Sterne in die Winternacht, sehn dieselben Menschen wie damals sehnjüchtig harrend des Friedensfürsten. In stillen Räumen sitzen Millionen Mütter bangend und zweifelnd, sitzen verlassene Kinder die frohe Mütter erwartend; harren Millionen des Friedens. Millionen aber ist der Hoffnungsstrahl erblicken; für sie wird keiner mehr zurückkommen.

Und draußen, dort wo keine Glocken läuten, wo nur der Geschüsse ehrner Mund Krieg heulen und der Botschaft höhnen, die einst von Bethlehem ausging, dort stehen wiederum Millionen und fragen anklagend wiederum die stahlenden Sterne. Denn der dort drüben liegt, ebenfalls die Hand am Gewehr haltend, ist er nicht dein Bruder, denkt er nicht dieselben Gedanken, hört er nicht ebenfalls im Geist die Heimatglocken, sieht er nicht ebenfalls eine Stube, eine bleiche Frau und weinende Kinder? Eine Leuchtfugel steigt hoch und hüllt alles in blendenden Schimmer. Gräber wölben sich und dort, drinnen nebeneinander gebettet: Freund und Feind. Ueber die Gräber steigt ein Raunen, das kein Drahtverhau trennen kann. Tiefe, heilige Stille!

Wer erinnert sich nicht dieser Nacht, da er draußen lag, wer wird sie je vergessen? Und wir hören es heute noch und werden es hören bis in die fernsten Tage, als in jener Dezembernacht 1915 ein Lied über die Schlümpfengräben llang, als alles aus den Schächten herausstieß und lauschte und wie es drüben bei den Franzosen mit sang: „Es ist ein' Ros' entsprungen...“ In dieser Nacht spürten wir jene Botschaft aus Bethlehem, wie sie vielleicht nie vorher noch nachher Menschen empfunden haben und Menschen empfinden werden.

Heute strahlt wiederum ein Licht im Osten. Wieder zieht leuchtendes Hosen durch alle Menschenherzen. Im Osten ist das grausige Ringen zu Ende! Ein Jubel braust durch die ganze Welt und zum erstenmal seit vierzig Monaten geht ein befreidendes Atmen durch die Christnacht. Schauen wir rückwärts, dann gewahren

wir erst mit Schrecken wie weit wir uns von jenem Geist entfernt haben, der einst von Bethlehem auszog. An jener Stätte donnern heute Kanonen, Tod und Grauen bringend. Ihr Schall aber wird übertönt von dem Friedensruf der heute von Osten ausgeht, der siegen wird über Kriegstrompeten und Hahngesang. Ein unjagbares Glück zieht durch unser Herz, wenn wir denken, daß im nächsten Jahre ein Weihnachtsfest gefeiert wird, schöner und herrlicher als es je die Welt erlebt. Ein Fest von dem wir sagen können: „von Jesse kam die Art!“

Unsre Blide wenden sich noch einmal nach Westen.  
Zu jenen, für die die Nachtwache noch nicht vorüber ist,



zu den Millionen, die der Botschaft harren und an die wir uns klammern mit der ganzen Inbrunst unserer Seele. Ihnen soll heute vor allem unser Gruß gelten, der Gruß, der mit dem Jubel von Osten vermischt ist, der auch ihnen die baldige Erlösung verkünden wird. In den frohen Liedern unserer Kinder klingt es auch ihnen wie aus schönen Jugendtagen wie es einst den Hirten tönte.

Und weiter schweifen unsere Gedanken. Zu jenen, die da gingen und nicht mehr wiederkamen. Ihnen klingt heute ein schöneres Lied. Die zu Hause sitzen und ihre Gedanken nicht loslösen können von den Toten ihnen mag es Trost geben, daß jene nicht umsonst ge-

storben sind. Zu furchtbar haben sich die Ereignisse der vierzig Monate in aller Lebenden Herzen eingegraben, als ein unvergeßliches Brandmal. Dieses Mal wird brennen solange wir atmen und es wird uns die Kraft geben die Wiederkehr solcher Schrecken für alle Zeiten und Geschlechter zu verhindern. Dass wir wieder inne werden der Botschaft, die in jener Nacht erlangt und die uns einmal in einer zerstörten Kirche verstummt aus den Trümmern hervorleuchtete: in terra pax omnibus! Das sei unser Gelöbnis am heutigen Tag. Dem wollen wir unsere Arbeit weißen jetzt und immerdar. Dann wird Frohsinn durch die ganze Welt gehen, die Toten werden auferstanden sein und von der Nordsee bis zum Mittelmeere, vom stillen Ozean rundum durch die ganze Welt bis wieder zum Meer wird es jubilieren wie aus längst vergangenen Jahrtausenden:

es ist ein' Ros' entsprungen  
aus einer Wurzel zart,  
wie uns Propheten singen  
von Jesse kam die Art!

W. Th.

## \* Zum Weihnachts-Fest! \*

„Siehe ich verkündige Euch große Freude...“

Bei diesem Ernst der Zeit, mitten im vierten Kriegsjahr, will es uns aber gar nicht leicht werden, uns in die Weihnachtsfreude wie sonst zu versetzen. Denn alle Kinderpoesie des Lichterbaumes und der Weihnachtsgaben scheint in dem blutigen Ernst ersterben zu müssen und Kriegsstimmung und Weihnachtsstimmung scheinen sich ganz entgegenzustehen und einander auszuschließen. Wenn die Welt immer noch voll Feinde und Feindschaft ist, wenn die Menschheit so voll Klage und Plage ist, wie schwer wird es uns doch da, in alter kinderfrecher Freudigkeit zu singen von der „fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit!“ Ja, es könnte sogar scheinen, als gelte die Weihnachtskunde von Freude und Friede nun nichts mehr, sondern vielmehr nur noch das Kampfeswort Jesu: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin Friede zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert! Denn die selige, gnadenbringende Zeit ist die Zeit von Blut und Eisen, von Streit und Leid, von Not und Tod.

Weihnachten im Weltkrieg! Und doch, Friede auf Erden — diese Botschaft ergeht an alle Welt. Sie ist der Freudenruf Gottes an die Menschheit, die sich zu ihm retten soll aus der Nacht der Sünde, die sich zu dem Heiland retten soll, um Genesung zu finden. Glaube nur an das Wunder, daß sich Gott in Christus offenbart, glaube an den Heiland Deiner Seele und daran daß alle, die zu ihm kommen, nicht verloren werden sondern das ewige Leben haben. Dann wirst Du sagen: ich freue mich der Weihnachtsbotschaft; denn was soll denn werden, wenn ich dem einzigen, was standhält, mein Herz verschließen würde? Gott ist die Liebe und der Heiland ist geboren, daß ich durch ihn zu dieser Liebe komme. Und du hast recht. Denn gerade in schweren Zeiten ist Gottes Liebe in Christus dein Trost.

Darum sei uns doch willkommen, du liebes Weihnachtsfest, darum ruhe es uns auch heute recht eindringlich in unsere Herzen: Euch ist der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr! Ja, laß auch du dir aufs Neue dies die Freudenbotschaft des Festes sein: für mich

## \* Friede auf Erden! \*

Eine Weihnachts-Szene von Heinrich Roth.

Langsam senkte sich der heilige Abend hernieder. Vom grauen Himmel stobt es weiß in dichten Wirbeln herab.

Eine junge Frau mit ihrem kleinen Mädchen bahnte sich im Schneegestöber den Weg zum Elternhaus. Schon war sie angelangt. Knarrend öffnete sich das Holstor des kleinen schwulen Arbeitshäuschen und vor der Haustür schüttelten sich die Eintretenden den Schnee von den wärmenden Mänteln.

„Jetzt kommt doch's Christkind Mama?“ mit diesen Worten zupfte ungeduldig das kleine Mädchen die Mutter am Rock.

„Aber schön brav sein und abwarten, Gretel.“ Der jungen Mutter leuchteten aus dem Dunkel des Hausflurs zwei glänzende Kinderaugen entgegen.

Ein heller Lichtschein fiel aus der offenen Küchentür. „Großmama, liebe Großmama!“

Und eine ältere Arbeitersfrau hob ihre kleine Enkelin empor.

„Was's Christkind schon bei Euch?“

„Nein, das mußte doch warten, bis unsere kleine Gretel da ist.“

„Weiß das's Christkind so genau?“

„Ja, ja — du gescheites Mädel!“

Zwei weiche Arme umschlagen den Hals der Großmama.

Man war in die saubere Küche eingetreten. Raum war Klein-Gretel von den Armen ihrer Großmutter genommen, als sie schon an der Zimmertür lugte.

„Ist da's Christkind drin, Mama?“

„Ja!“

Da ging die Tür auch schon auf.

Erst ein atemloses Staunen. Die Pracht blendete die Kinderaugen. Dann ein freudiger Schrei aus kindlichem Herzen.

„Da! — Eben ist's Christkind zum Fenster hinausgeschlagen“, belehrte die Mutter ihr kleines Töchterchen, das das Christkind zu schauen begehrte.

Ein kurzes „Schade!“ von des Kindes Lippen und dann ein begehrtes Greifen nach den Geschenken.

## Kriegs-Weihnacht!

Gold'ner Sterns weite Bahnen  
Schimmern auf in stiller Pracht  
Und der Glocken Stimmen mahnen:  
Freut euch! Es ist heil'ge Nacht!

Wer nicht wie sonst die Kerzen  
Grüßen aus gewehstem Raum,  
Nicht erheben sich die Herzen  
Unterm grünen Tannenbaum.

Auf dem weiten Erdentunde  
Ningen Völker ohne Zahl  
Und des Friedens süße Kunde  
Dringt in Städten schwerer Qual.

Ach, vom Kriege schwer getroffen,  
Freund und Feind zum Himmel höhnt,  
Friede ist ihr einziger Hoffen,  
Der die Welt aufs neu' versöhnt.

Friede? Soll er wirklich werden —  
Nur durch Glauben er sich naht,  
Nur aus liebesel'ger Erden  
Spricht der Hoffnung zarte Saat.

Hoffnung, Glaube, Liebe schlingen  
Auch an diesem Fest das Band,  
Das mit Zauberkraft uns bringen  
Kann in unser Kindheit Land.

Hofft und glaubet, wunde Seelen,  
Wendet sich euch himmelwärts,  
Gott wird euch der Sieg vernähren,  
Er weiß Trostung eurem Schmerz.

Christus ist den Menschen allen  
Heut durch Gottes Gnad' beschert,  
Lacht es laut zum Himmel schallen:  
Es sei Frieden auf der Erde! M. R.



Ist der Heiland da, Christus, der Retter ist da! Bekommst du vielleicht sonst von keinem Menschen etwas geschenkt, hat das Leben, statt Freuden zu geben, dir nur viel genommen, hier ist doch dein Weihnachtsgeschenk. Auch zu dir will dein Heiland kommen, in dein trauererfülltes, sorgenvolles Haus, will mit dir gehen durch dein armes, durch eigene oder fremde Schuld zerbrochenes Leben und es ersüßen mit tiefer, wahrer Freude und dich dessen versichern: Auch dich hat Gott lieb.

So sollst aber nicht nur du, so soll unser ganzes Volk diese vierte Kriegsweihnachten begehen. Aufzuhauen zu Gott, aufzuschauen zu dem blinkenden Stern von Bethlehem. Es ist noch immer der gleiche Stern, der mit mildem Schimmer den Weisen aus dem Morgenlande den Weg wies. Ihre Vorfahren hatten ihnen das große, guldene Geheimnis da oben am nächtlichen Himmel überliefert und als ihnen einer der Sterne nach langem Harren und Sehnen Verheizung kündete, da gab es für sie kein Jögein mehr. Auf machten sie sich, dem Sterne nach. So wollen auch wir handeln und das Vertrauen nicht sinken lassen. Weihnachten soll uns lehren, über das Vergängliche und Irdische hinwegzuschauen und zu einem dauernden ewigen Frieden zu kommen. Wie heißt es doch? „Nun aber bleib' Glaube Hoffnung und Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Das ist das Tor des Ewigen im Irdischen. Und wer hält da hindurch seinen Einzug? Deutschland, unser Vaterland, Deutschlands Söhne, wenn sie siegreich heimkehren von blutiger Wahlstatt. Gerne werden sie dem Sterne, der ihnen zur Heimat leuchtet folgen und im Frieden ihr Tagwerk beenden. Viele zwar werden nicht zurückkommen! der leuchtende Stern hat ihre Seelen hinaufgeführt. Darum ist trotz allem heute Weihnachten kein freudenreiches Fest. Darauf sollen wir denken und danach sollen wir handeln. Die Wunden gilt's zu heilen, die den Freunden und Nachbarn geschlagen sind. Nur die gemeinsame Opferung kann helfen und uns dazu verhelfen, die Nacht dieses Krieges siegreich zu durchdringen. Ein neuer Stern ging uns in ihr auf und wir verstehen sein Zeichen. Er wird uns zum Siege führen! Das walte Gott!

H. H.

## \* Weihnachtsgrüsse aus Jugendland! \*

Bon Heinrich Dreisbach.

Weihnachtsfest meiner Kindheit, wie stehst du so traut vor meiner Seele. Mit mildem, verläßendem Schimmer strahlt dein Licht über alle Mühe und Not, Krankheit und Sorgen, die das spätere Leben gebracht. Wahrlich, wie ein verlorenes Paradies bellagt dich mein sehender Geist.

Du goldenes Land der seligsten Kinderlaußenszeit, wohin hat ein neidisches Schicksal mir deine Gestade entrückt? Zeige dich mir, damit ich den Anker meines schwankenden Lebensschifflein an deiner glücklichen Küste auswerfen kann!

Da tauchst du auch schon aus dem Nebelchaos des Vergangenen heraus und durch die Zaubermaut der Erinnerung will ich dich wenigstens für eine kleine Stunde in die Gegenwart zurückbannen.

Will dich, so wie einst Jakob in der Bibel den Engel des Herrn mit Gewalt zurückhielt, nicht eher lassen, bis du mich gesegnet hast. Gesegnet zu neuer Tat, zu neuem Hoffen und Glauben!

Dreißig Jahre schweift mein Geist zurück: Es ist Weihnachtsabend. Die gute Mutter hat die Kinderherze, die grellfarbigen Papierketten und die Lebkuchensterne an das Tannenbäumchen gehängt. Die bunten Lichter hat sie darauf gestellt und der sechsjährige Einzige durfte sogar bei dieser lieben Arbeit helfen.

In das hellblaue gestrichene „Gallegattie“ werden jetzt noch die Weihnachtschäflein gestellt. Sie sind aus einem Tonklumpchen, vier Streichhölzern und viel Watte gefertigt und schauen aus schwarzen Tintenäuglein gar frisch und gottergeben in die Welt.

Kein Wunder auch, find sie doch Nachkommen der Schafe, die in jener heiligen Nacht auf Bethlehems Fluren das Christuskind in der Krippe schauen durften.

Im breiten Kastenofen hat die Mutter schon morgens den leckeren Kuchen gebacken. Hübsch braun, mit viel Streuzucker, und süßen Rosinen im Leibe steht er dort auf der Kommode und ladet zum Mahle ein.

Vom Himmel wirbeln die Floden nieder. Es hat bis zum Nachmittag geregnet. Nun aber sagt die Mutter es sei Glatteis draußen und gäbe eine weiße Weihnacht.

O wie langsam geht doch heute Abend die Schwarzwälder Uhr mit dem vergoldeten Zifferblatt und dem schönen Frauenkopf darauf.

Und derweilen schneit's und schneit's. Das gibt ein lustig Fest.

Es klingelt ab und zu ganz leise und ein frommes Gebet aus Kindermund bittet das Christkindlein seine Gaben zu bringen.

Da tönt auch die Hostorschelle und ein stampfender Schritt kommt durch den Hausflur nach der Küche. Heute klingt die Schelle nicht hell und rein wie sonst. Nein, sie klappert ganz läßlich.

Das Christkindlein duldet keine Konkurrenz und hat der Hostorglocke durch einen dicken Schnee- und Eisumhang den Mund geschlossen.

Desto reiner und heller erklingt nun wieder das Schellen des Christkindes.

Da jangen auch die Glocken der nahen Pfarrkirche zu läuten an. Sie singen den alten Sang vom Frieden auf der Erde. Schon öffnet sich auch die Tür des kleinen Nebenzimmers, aus dem der Vater tritt.

Er ist von schwerem Tagwerk nach seinem Heim zurückgekehrt und sagt, daß gerade das Christkind mit ihm ins Haus hereingekommen sei.

Ganz kurz nur habe es verweilt. Da der Arbeit noch gar viel ihm heute hatte, lei es nach Hinterlassung seiner Gaben zum Fenster schnell hinausgeflogen.

Deutlich sah da der Junge den Zipfel eines schneeweißen Gewandes in der Dunkelheit verschwinden.

Und wie hübsche Dinge hatte es gebracht! Ein Schaukelpferd und eine Arche mit geschnittenen Tieren. Wer beschreibt den Jubel und die Freude, die da in das kleine Herz einzogen und ihren verklärten Schimmer über Menschen und Dinge ausbreiteten, die in der Stube versammelt waren.

Das war mein schönstes Weihnachtsfest aus glücklicher Kinderglaubenszeit!

Bier Jahre später! Man schreibt Weihnachten 1891! Wieder jubeln Millionen von Kinderherzen dem heiligen Christ entgegen. Millionen Augensterne glänzen und ungezählte Kinderzungen singen die alten, schönen Weihnachtslieder.

Ich kann nicht jubeln, kann nicht singen. Kann mich nicht freuen über die Gaben, die das Christkind mir gebracht. Zwei Bücher sind es mit vielen Bildern und heißen: „Der Waldläufer“ und „Das Leben der Tiere“.

Ich lebe sie noch heute alle vor mir, die vielerlei Gestalten, die aus diesen Büchern zu mir sprachen: Pepee, den Schläfer, Fabian, den geräubten Grafensohn, den schlechten Cuchillo und die tugendhafte und engelsschöne Rosarita. Blutdürstige Indianer und ebenso starke wie verwogene weiße Jäger, die zuletzt über alle ihre Feinde, Menschen wie Tiere, Sieger blieben. Dazwischen ich später einmal Präriejäger würde, stand wohl da-

mals festlich vor meiner Seele. — Auch aus dem Tierbuch habe ich heute noch jeden einzelnen Holzschnitt und Farbendruck vor Augen. Reste jener Geschenke bewahre ich als Erinnerung an diese summiervolle Weihnacht meiner Jugend auf.

Wohl steht der Christbaum wieder in der gewohnten Ecke des geräumigen Zimmers und alles ist wie sonst. Aber mit dem Weihnachtschor hat auch ein anderer Engel sein Kommen angekündigt. Aber sein Gewand ist nicht golden und licht, sondern bleich und kalt.

Diesmal steht auch ein Bett in der Stube und darin liegt eine schwerkränke, sterbensbleiche Frau. Die gute Mutter ist's.

Die Kerze haben ihr in schwerer Operation das Kniegelenk aus dem Bein gejagt. Aus dem Herzen des zehnjährigen Jungen schnitten sie damit das Glück einer ganzen Kindheit heraus.

Weinend und schluchzend berge ich den Kopf in die Hände der armen Dulderin und ohne Einfluß auf mich bleibt des Vaters tröstende Worte.

Da bringt die Mutterliebe, diese erste und größte Macht im Menschenleben, ihr Opfer.

Die schwerkränke Frau, die meinen Kummer wahrgenommen, überwindet ihre großen Schmerzen. Um mich zu trösten, lacht und scherzt sie, bis ihre Kräfte sie zu verlassen drohen. Dann beginnt sie noch mit ganz seiner und schwacher Stimme zu singen:

„Stille Nacht, heilige Nacht! . . .“

Mein Sorgen sind gebannt. Ich glaube wieder für den Abend wenigstens — an das Gesundwerden der Mutter. Wer hoffte lieber, als die Jugend?

So besiegte Mutterliebe selbst den drohenden Tod, damit an meiner Weihnachtsfreude mir nicht Abtrag wurde.

Siebzehn lange, schwere Wochen sollte es noch dauern, bis dem Unerbittlichen doch sein Opfer ward.

Das war die Weihnacht meines ersten, großen Jugendschmerzes.

Wie ein Bild aus Himmelshöhn blieben diese beiden Weihnachtsabende vor meinem Geistesauge schwelen.

Sie, und die Erinnerung an die stille Frau, die mir heute noch in diesen tannendüstenden Abenden leuchten wie ein reiner Stern, sie werden mir bleiben mein Leben lang.

Weihnachtsfest — Kinderfest! Lacht es Ihnen strahlen. Es glänzt durchs ganze Leben!



Unter dem Leinsachen, aber hübsch gepflegten Lichterbaum waren die Gaben ausgelegt. Niemand war vergessen worden. Praktische Sachen waren es, mit Ausnahme des Spielzeuges für die Kleine, für die Großmutter, den Großvater, Tochter und Enkelin und die blonde Mieterin mit dem blauen Söhnchen an der Hand.

Ihr standen zuerst die Tränen in den Augen, als sie den Jubel des so reich beschenkten Gretels hörte und ihr kleiner Knabe nur mit ängstigen Blicken zu ihr auffaute, wie aber dann wieder sein Blick an dem strahlenden Wunder des Baumes hing und die schönen Dinge betrachtete, die ihm das Christkind fremder Leute gebracht hatte.

Da tut auch er einen Freudenschrei des Entzückens, als er mit wichtigen bestätigten Wörtern die Besichtigung seines Pferdestalles beendet hatte.

"Gottlob," seufzte da seine Mutter auf, "auch uns ist wieder Weihnachten geworden."

Ihre Augen schweiften über das Grüne des Tannenbaumes und ihre Augen sahen einen anderen Tannenbaum. Denn unter einem Tannenbaum schlief der, der ihr war, an dem Platz, wo ihn das tödliche Geschoss des Feindes auf einsamem Posten getroffen hatte. — Voriges Jahr, da war er noch dagewesen; auf Urlaub.

Da schredete sie aus ihren Gedanken auf. Die beiden Kleinen zeigten sich gegenseitig, "was's Christkind gebracht."

Die Blüde der jungen Haustochter gingen in die Ferne, zum Gatten hin, ins Feindesland.

"Ob auch Friedrich Weihnachten feiern kann?" fragt diese in leinem Ton.

"Sie sind alle — Kämpfer draußen", entgegnete ihr der Vater und die Mutter gab ein "Hoffenlich" dazu.

Sie lachten. . . Von draußen kam das Läuten einer einsamen Glöckle, der einzigen, die der Heimat geblieben war.

Da kam die Schwere der Zeit und legte sich neu auf ihre Herzen.

Aber die wenigen Lichter des Baumes strahlten umso heller und die Feuerzüglein redeten in ihrer Sprache, still, weihevoll und feierlich vom Fest der Liebe. . .

Echtes deutsches Weihnachten, Kriegsweihnachten hielten da die Menschen. Den franten und verwundeten Soldaten hatten Großvater, Großmutter und Tochter schon vorher gespendet, hinaus zu den Kämpfern hatten sie Gaben gesandt und der armen Kriegerswitwe im Hause und ihrem unschuldigen Waisenkind hatten sie ein Weihnachten gegeben.

Die Großmutter hatte die Bibel von der Kommode geholt, die Brille aufgesetzt und las die Worte der heiligen Schrift vor, „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Großvater aber hatte einen verstaubten Kasten herbeigeholt. Seit langer Zeit griffen zum ersten Male wieder seine arbeitsgewohnten Hände in die Saiten der Zither.

Man wurde wieder jung. . .

Ganz wie früher, als die Tochter noch in der Schule ging, sollte es sein. Die schaute in die verglimmenden Lichter des Baumes und ihre noch frische Frauenstimme sang das alt-ehrwürdige Lied:

O du fröhliche, o du felige,  
Gnadenbringende Weihnachtszeit.  
Welt ging verloren,  
Christ ward geboren,  
Freue dich, freue dich  
O Christenheit!"

Das Lied war verklungen. Leise zitterte der Klang noch nach.

Da ward es wieder „Friede auf Erden.“

## \* Der Weihnachts-Urlaub. \*

Von Wilhelm Scharrelmann.

Wie ein Lausfeuer war es durch Pickalpe und Ölmetzgang gegangen: Zipperlein ist da! Zipperlein ist auf Urlaub!

Der Zipperlein! Es war sicher nicht zu glauben. Direkt aus der Türkei war er gekommen, — und nun sah er in der Stube bei Fräulein Lammers in der Pickalpe und erzählte von seinen Heldentaten.

Himmel ja, was für ein Kerl er doch war! Da war es schließlich kein Wunder, wenn er einen so ungewöhnlich langen Weihnachtsurlaub hatte, aber schwer zu verstehen war es, wie man da unten so lange ohne ihn fertig werden wollte. Nun freilich, der Zipperlein würde schon vorgeorgt haben. So leichtfertig war der nicht, und wann er seinen Posten verließ, konnte er es gewiss mit ruhigem Gewissen. Hatte man ihn vielleicht ohne Grund zum Unteroffizier gemacht?

Erzählen Sie! sagte Fräulein Lammers, die vor Freude über Zipperleins unvermutete Ankunft rein außer sich war, erzählen Sie!

Und Zipperlein erzählte.

Fräulein Lammers hielt die Hand hinter das linke Ohr, mit dem sie immer noch etwas besser hörte, als mit dem andern zitterte heimlich bei jeder Granate, die an Zipperlein vorbei gegangen war, und sah ihn aus ihren runden Augen, lächlich und besorgt an.

Abends fanden die ersten Neugierigen. Diese Harken, die Plätterin, Wichter, der Schneider, der hagere Knill, und der dicke Sped — der selbst im dritten Kriegsjahr nicht viel dünner geworden war, und sich so nachdrücklich und wichtig auf einen Stuhl niederließ, daß es knallte.

Tschaha! lärtic Knill, und: so müssen Sie's kriegen! rief Sped, als Zipperlein von den leichendreigig Gefangenen erzählte die er vor wenigen Wochen noch mit einem Geiste und einem Mann gemacht habe, und der Schneider schrie Hurra! und jubelte mit den Armen, als schwere er eine Fahne,

Zuletzt hielt es den Schneider nicht länger. Er gab Zipperlein einen verkränklichen Puff in die Seite . . . wie es denn mit den Mädchen da unten stehe und ob er auch viele Herzen gebrochen habe?

Hrm! machte Zipperlein und räusperte sich.

Dann kniff er das eine Auge zu, — darauf das andere und zwirbelte dabei vielfachend seinen Schnauzbart.

Das seien Dinge — hm! — über die — hm! — man am besten schweige. . . Temperament genug hätten die Schwarzwäldigen da unten, — das könne er sagen. Das mache die Rasse. Jawoll! Wild wie die Löwen, sozusagen. O, er könne mehr als eine Geschichte davon erzählen. Dümmer sei er gerade nicht geworden — in der Zeit — hm!

Fräulein Lammers stotterte das Wort im Mund, als sie ihren früheren Zimmerherrn so reden hörte.

Wein Gott, ihr Zipperlein? Das hätte sie nicht von ihm gedacht! Niemals!

Ihr war, als sei etwas in ihr in Scherben gegangen, das nie wieder heil zu machen war. Am wütendsten war sie auf den Schneider. Warum braucht er die Rede auf solche Dinge zu bringen!

Zipperlein hob sein Glas mit dem letzten Rest des Tee-punktes, den Fräulein Lammers zur Feier des Abends spendiert hatte, lehnte mit Feldherrenblatt im Kreise um und sagte: Das zarte Geschlecht! Wo immer es sei! Hurra!

Dabei sah er Fräulein Lammers an, war unschuldig und strahlend, wie er nur aus jenen wasserblauen Augen blicken konnte.

Über Fräulein Lammers begnügte sich damit, sich die Schürze glatt zu strecken und blieb verstummt.

Stumm leuchtete sie ihm eine halbe Stunde später in seine Stube hinauf. Denn selbstverständlich wollte er seinen Urlaub in der Pickalpe verbringen — und während der Zeit wieder seine frühere Stube bewohnen.

Oben war noch alles unverändert. Es war lächerlich. Nur eine Barbinde, die der Frühgebilde vergessen hatte, der nach ihm das Zimmer bewohnt hatte, und die noch verloren an einem Nagel hing, war das einzige, was Zipperlein daran erinnerte, das in der Zwischenzeit ein anderer hier oben gehaust habe.

Das Bett war etwas flamm, aber die Ueberzüge waren wie eben aus der Wade genommen und weiz wie die Unschuld. Sogar ein paar Holzscheite brannten im Ofen.

Zipperlein schlief wie ein Murmeltier.

Am anderen Tage ging er und machte Besuche. Am meisten freute er sich auf Blumbom.

Der Auktionsator sah und rechnete, den dicken Kopf mit den Hängebauden tief auf die Pultplatte gebeugt, als er eintrat.

Zipperlein! schrie er und purzelte von seinem Schemel auf den Fußboden.

Jawoll! lachte Zipperlein.

Nicht möglich! Na, das muß man sagen! Was nicht aus einem Menschen werden kann!



Herablassend schaute sich Zipperlein in dem kleinen Kontor um. Da stand die Wasserstafette, in der im Sommer die Fliegen entranften, das verschlungene grüne Nolo hing noch immer vor dem Fenster, und ebenso schief augerollt wie früher. Nur die Puten wiesen ein paar Tintenflecke mehr auf wie früher.

Erlebnisse gehabt, was? schrie der Auktionsator.

Freilich! lachte Zipperlein.

Donnerwetter! Nie gedacht, daß Sie so weit in der Welt runtkommen würden. Der Krieg liegt doch einiges fertig.

Bitte! sagte Zipperlein und zog die Nasenpflanze einen Zoll höher.

Er stellt die richtigen Leute auf den richtigen Platz!

Na, wird mir eine Freude sein, einen so weit gereisten Mann wieder einzustellen, wenn Friede ist! Hehe!

Danke, sagte Zipperlein trocken, und wandte sich zum Gehen verzichte. Werde mich selbstständig machen.

Was? sagte Blumbom. Der Tausend! — So bleiben Sie doch noch! Das müssen wir genauer besprechen!

Nicht nötig! sagte Zipperlein, weiß allein, was ich zu tun habe! und fort war er.

Ein zum Mittagessen kam er heim.

Fräulein Lammers war immer noch merkwürdig still. Freilich, sie hatte auf den Tisch gebracht, was sie nur hatte aufstecken können, und war freundlich wie immer. Aber es war etwas zwischen ihnen. Zipperlein fühlte das ganz deutlich. Wenn ich bloß wüßte, was sie hat! dachte er grübelnd.

Abermals, in der Dämmerung, geht er hinunter zu ihr, einen großen Eiszapfen in der Brust.

Fräulein Lammers hat ein paar Lepfel in die Bratröhre gelegt und ist eben dabei, ein winzig kleines Tannenbüschchen mit Apfeln und Zittrigold zu schmücken.

Behaglich setzt sich Zipperlein in die Sofasiede, fragt als Mann von Welt, ob er rauchen dürfe, und brennt sich eine der türkischen Zigaretten an, die er aus dem Felde mitgebracht hat; denn selbst das Rauchen hat er im Kriege gelehrt.

Er gibt sich trampfsaftige Mühe, mit Fräulein Lammers in eine Unterhaltung zu kommen. Aber sie ist noch immer unverändert still und wenn er eben meint, daß sie austauen will, seufzt sie und verstimmt von neuem.

Die nächste Nummer unserer Zeitung erscheint am Samstag, den 29. Dezember.

Ob sie vielleicht Kopfschmerzen habe?

Ob nein, gar nicht —

Ja, sie habe aber doch etwas? Er habe es schon heute Mittag bemerkt. —

Sie schüttelt den Kopf, blickt von ihm weg zum Fenster hinaus vor dem selbe einzelne Flöcken zu tanzen beginnen und wiederholen. O sie habe nichts, gar nichts. Was das wohl sein sollte?

Der Kanarienvogel beginnt im Bauer hin und her zu hüpfen, singt eine Strophe an, bricht ab und fauert sich wieder zusammen, als sei es verlorene Liebesmühe. Es achtet doch keiner auf ihn.

Ob er noch wisse, wie schön sie früher immer Weihnachten gefeiert hätten? Diesmal sei es schwer. Die Räufe seien so rot und die Apfel unerschwinglich teuer.

O, sagt er, es sei auch so sehr schön. Es ginge nur einmal nichts über die Heimat. Das habe er eigentlich erst jetzt recht einsehen gelernt, und er begreife nicht, wie er früher an alle dem habe vorbeigehen können, so ohne innere Dankbarkeit. Sie habe ihm ja immer schon das Haus so angenehm gemacht, und wenn sie nicht gewesen sei. —

Jagd fährt er nach ihrer Hand.

O, er habe oft genug an die Pickalpe zurückdenken müssen. In Mazedonien habe er einmal ein schreckliches Heimweh gehabt.

Heimweh? sagt Fräulein Lammers und ihre Stimme zittert leise.

Ja, freilich, Heimweh. So ein rechtes, quälendes Heimwehes, das einem wie ein Knäuel Wollgarn im Halse steckt und wie ein Stein auf der Brust liege, einem Arme und Beine matt mache und das Auge so trübe, als wenn man die Influenza trage. Und darum habe er schon seit Monaten auf diesen Urlaub gewortet, und sich im Stillen gefreut. Denn es sei nicht bloß die Pickalpe, nach der er Heimweh gehabt habe, nicht bloß seine Stube, sondern die Stube sei ja sehr schön und wirklich nicht das Mindeste daran auszusehen — aber — er räusperte sich ihm!

Warum redet er nur nicht weiter? denkt Fräulein Lammers, die Hand hinter dem Ohr.

Es habe ja am Ende nicht viel Zweck, darüber zu reden — aber wenn Fräulein Lammers es nicht übernehme — am meisten habe er eigentlich nach ihr Heimweh gehabt.

Ruhi mir? wiederholt Fräulein Lammers und wird rot und blau und dann so tief rot, als könne sie nie wieder bloß werden.

Ja — seien Sie — sagt Zipperlein, der Krieg bringt einem auf allerhand Gedanken. . . Ich bin ja nun längst kein Jüngling mehr — da wird es am Ende Zeit, daß man sich auf etwas Bleibendes bestimmt. Und dann — ich habe Pläne. — Große Pläne! Ich mache mich selbstständig.

Du mein Gott, sagt Fräulein Lammers bewundernd.

Jawoll! lacht Zipperlein, selbstständig. Blumbom kann in Julustun allein Fliegen sängen. Sobald Friede ist, mache ich einen Laden auf, egal, was es ist. Schen Sie. Es kann mir gar nicht fehlen. Einzelhausen verleihe ich, und das ist die Hauptstache.

Wenn Sie dann Lust hätten?

Lust? fragt Fräulein Lammers. Sie habe wirklich nicht recht verstanden.

Ja, Lust, zu mir zu ziehen — oder, wenn Sie wollen — ihm — und wir beide — hm!

Beide? fragt Fräulein Lammers. Eine dauernde Verbindung eingingen, sozusagen? Himmel, sagt Fräulein Lammers, Sie Sie haben ja längst eine Braut! Ich! sagt Zipperlein verwundert. Ja doch. Da unten — in Mazedonien oder in der Türkei weis der liebe Himmel wo. Holla! sagt Zipperlein. Sie haben es doch gestern selbst erzählt. Zipperlein wird ein wenig rot.

Keine Sorge, sagt er. Das war nur — seien Sie, wenn drei solche Kerle, wie Knill, und Sped und der Schneider vor einem sitzen — und wollen durchaus was hören — nicht wahr? ein wenig Unteroffizierlatein, Fräulein Lammers.

Wirklich? sagt Fräulein Lammers. Ihre Stimme zittert vor Freude. Ich habe die ganze Nacht daran denken müssen. Nicht möglich!

Ja — und ich habe mir gedacht — wenn es bloß zu Ihrem Glück ist, Zipperlein! Zipperlein ist gerührt und selig. Ja, wie wär es denn — stottert er — Gott, Zipperlein, Sie passen man bloß mit mir.

Aber nee, sagt Zipperlein entrüstet — wie sollte ich wohl dazu kommen? — Zipperlein!

Darin liegt alles: Jubel, Freude, Überraschung — und Fassungslosigkeit.

Aber zugleich steigt es ihr heiß zum Herzen auf: Ich bin ja so viel älter als Sie, Zipperlein, beinahe sechs Jahre!

Was macht das? sagt Zipperlein, wenn ich Sie doch gern habe?

Am nächsten Tage wußte es die ganze Pickalpe. Die Wahrheit zu sagen: Es gab welche, die den Kopf schütteln. Aber Knill tat mal wieder den Ausdruck: Das ist ganz, wo die Liebe hinfällt — sagt er, und hatte recht damit wie immer.

— Weihnachten in deutschen Wetterregeln. Fast alle Wetterregeln der ländlichen Bevölkerung Deutschlands, die von Weihnachten handeln, bringen die Ansicht zum Ausdruck, daß es um die Weihnachtszeit ordentlich schneien und frieren muß, weil dann um so eher ein schönes Frühjahr zu erwarten sei, und umgekehrt, daß ein laues Weihnachten einen strengen und langandauernden Winter nach sich zieht. „Grüne Weihnachten, weiße Ostern“, „Grüne Weihnachtsfeier, bedeckt Schnee die Östereier“, „Zu Weihnachten Gras, zu Ostern Eis oder so was“, „Ist Weihnachten grün, ohne Schnee und Eis, so werden sein die Ostern weiß“, das sind Bauernregeln, die in ganz Deutschland bekannt sind. Im östlichen Deutschland heißt es: „Sind die Weihnachten grün, konntest du zu Ostern den Pelz anziehn“, und im Nordwesten lautet eine Bauernregel: „Hat Weihnachten Fliegen, so hat Ostern Gisschollen“. In den Weinengen heißt es: „Weihnachten tau, feucht und naß, gibt leeren Speicher und leeres Fach“, dagegen auch: „Weihnachten kalt und klar, verheiht dem Winzer ein gutes Jahr“. In Süddeutschland sagen die Landleute: „Besser, die Weihnachten knistern, als daß sie flüstern“, und eine säkstische Wetterregel heißt: „Weihnachten Schnee, Ostern Klee“. In Mitteldeutschland besagt ein Spruch: „Sind Weihnachten die Bäume weiß von Schnee, so sind sie im Frühjahr weiß von Blüten“.

## Die Fahrt zum Glück.

Weihnachtserzählung nach einer wahren Begebenheit  
von Fritz Molitor.  
(Nachdruck verboten.)

Rastlos jagte der Schneegang dahin, der durch die nördlichen Teile des Bayernlandes eilige Reisende an die Ufer des sonnigen Rheins befördert. Still war es in dem Abteil, in dem sich außer lauter Frauen ein Feldgrauer niedergelassen hatte. Man las in Büchern und Zeitschriften oder musterte seine Nachbarschaft, gewissermaßen, um festzustellen, ob wohl ein Gespräch lohnend oder dem Gegenüber angenehm sein würde. Bald aber siegte das weibliche Mitteilungsbedürfnis, und rasch war eine allgemeine, ungezwungene Unterhaltung im Gange. Natürlich drehten sich die Gespräche — wie kann das jetzt auch anders sein — um den Krieg und seine Wirkungen auf die Einzelpersonlichkeit. Da war eine rüstige Dreißigerin. Sie schilderte, wie sie so glücklich mit ihrem Manne gelebt und gestrebt, wie sie es allmählich von bescheidenen Ansängen zu hübschem Wohlstand gebracht, bis der Mann gleich zu Kriegsbeginn hinaus an die Front gerufen wurde. Ihr allein die Sorge für das Geschäft überlassend, das noch dazu durch Kriegsleseungen sich sehr umfangreich gestaltet habe.

Einer lautete die Erzählung einer anderen Reisenden. Sie kam aus ihrer sächsischen Heimat, wo sie sich während des Krieges bei ihren Angehörigen aufgehalten hatte, und fuhr nun nach Karlsruhe, um dort ihren Haushalt aufzulösen und für immer nach Sachsen zurückzukehren; denn vor wenig Wochen hatte ihr Gatte die Treue gegen Kaiser und Vaterland mit dem Tode verloren.

So erzählte eine nach der anderen; denn jede von den Frauen hatte liebe Angehörige im Felde, um die sie jorgte und bangte. Still und teilnahmslos saß der Feldgrauer dabei. Weder die herrliche Gegend, die zu den Fenstern des dahinsausenden Zuges hereingruhte, noch die bald ernsten, bald heiteren Gespräche der Frauen schienen sein Interesse irgendwie in Anspruch zu nehmen. Dumm vor sich hinbrütend, blickte er ins Veere. Da wandte sich die ersterwähnte der Frauen, Frau Bleibtreu aus Bayreuth, direkt mit einer Frage an ihn: „Nun, Herr Soldat, Sie schauen ja gar so trübselig darein! Wird es Ihnen so schwer, wieder ins Feld hinauszugehen?“

„Ach, das nicht! Über ich habe überhaupt das Leben satt. Am liebsten käme ich nicht wieder aus dem Felde zurück. Wer so allein dasteht wie ich, hat keine Freude mehr am Leben.“

„Ranu! Ein so junges Blut wie Sie, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, will schon am Leben verzagen?“

„Ja, noch vor Jahresfrist hätte ich es auch nicht für möglich gehalten! Ich bin städtischer Beamter, hatte die zu Kriegsbeginn eine hübsche, ausländische Stellung und lebte mit meinen drei Brüdern in vollkommenster Harmonie im Hause meiner Eltern. Als der Krieg begann, zogen wir hier begeistert mit ins Feld. Manches Gefecht haben wir als kompakte Bayern siegreich mit durchgeföhrt. Nun sind meine Brüder gefallen, meine Eltern starben vor Kummer. Ich stehe nun ganz allein. Was soll ich also noch auf der Welt?“

„Nun, wir geben alle zu,“ erwiderte Frau Bleibtreu, „dah Sie wirklich ein recht hartes Los getroffen hat, und wir fühlen die innige Teilnahme mit Ihnen. Aber gleichwohl möchte ich Ihnen sagen, daß ein junger rüstiger Mann wie Sie, dem noch die ganze Welt offen steht, trotz alledem keinen Grund zu einer Niedergeschlagenheit hat, wie Sie sie äußern. Wenn ich außerdem Ihre wohlgefüllten Tasche ansiehe, dann komme ich fast auf den Gedanken, daß Sie wirklich noch nicht so ganz und gar verlassen sein könnten, sondern, daß es immer noch liebe Hände gibt, die für Sie sorgen!“

„In gewissem Sinne, verehrte Frau, haben Sie recht. Ich war jetzt bei Bekannten meiner Eltern zwei Wochen auf Urlaub. Gewiß, sie haben mich freundlich aufgenommen und haben mich beim Abschied reichlich mit allem nur Denkbarem ausgestattet. Über eins konntest du nicht: mir mein liebes, schönes Vaterhaus ersehen.“

„Das kann ich Ihnen schon nachfühlen, lieber Herr. Ihr Gefühl ist nicht nur entzündbar, sondern ganz natürlich, weil Ihr Schmerz eben noch zu frisch ist. Über die Zeit wird kommen, wo die Wunden vernarben, und ich würde mich sehr wundern, wenn Sie sich dann nicht eine eigene Häuslichkeit gründen, die Ihnen vielleicht noch tieferes Glück gewährt, als es das Elternhaus trotz all seiner Traulichkeit vermochte.“

„Ja, wenn man es gut trüge, könnte man wohl nach Ihrer Ansicht handeln! Aber, was ich so von verhetzten Kameraden hörte, hat mir kaum Mut gemacht, in den Ehestand zu treten. Ich bin deshalb längst fest entschlossen, eheles zu bleiben, wenn ich heil aus dem Kriege heimkehren sollte.“

„Nun, das wäre ein recht voreiliger Entschluß, und ich hoffe, Sie werden sich das noch anders überlegen, wenn erst einmal die Rechte in Ihren Gesichtkreis getreten ist! Ich gebe natürlich ohne weiteres zu, daß es Frauen gibt und immer gegeben hat, die wenig empfehlenswert sind, gerade so, wie nichtsburgige Männer — auch unter den Soldaten — recht häufig zu finden sind. Aber müssen Sie denn eine solche heiraten? Die verehrten Männer sollten nur hübsch die Augen aufmachen und sich nicht von jedem hübschen, glatten Gesicht, von äußerem Flitterhand und gewandten Planieren ohne weiteres betören lassen!“

Schauer Sie nur hinein in zahllose tüchtige, ehrbare Familien, in denen noch immer die Töchter zu wackeren Hausfrauen herangebildet werden, da werden Sie sicher noch Mädchen finden, die es wohl wert sind, daß ein charaktervoller Mann um sie wirbt!“

Frau Bleibtreu stand mit ihren Worten lebhafteste Zustimmung bei allen Innsassen des Zugabteils, die nun ihrerseits den Feldgrauen in regstes Kreuzfeuer nahmen, bis es ihnen gelang, ihn völlig in die Enge zu treiben und ihn so seiner düsteren Stimmung zu entziehen.

Da eilt der Zug. Eine der Mitfahrenden stieg aus, wurde aber alsbald durch eine andere Reisende ersetzt, schwachsinnige, jugendlich frische Blondine betrat em Gras das Abteil und nahm den einzigen Platz neben dem Feldgrauen in Besitz

„Das glaube ich Ihnen schon, mein Fräulein, und ich danke Ihnen im Namen der ganzen Armee für Ihre guten Absichten, aber unser Hindenburg und mein Regierungsrats werden sich schwerlich überzeugen lassen!“

„Schade, schade, wirklich schade! Und ich hatte es ja gut vor mit unserer Armee! Ich gedachte alle die vielen Etappenträume aus den Küchen und sonstigen Betrieben an die Front zu schicken und ihre Stellen mit Frauen und Mädchen zu besetzen, die Lust und Liebe zur Sache mitbringen. Schade, daß mich Hindenburg nicht mit in seinen Kriegsrat berufen hat! Er müßte mich doch neben Sie nicht?“

Lachend stimmten der Soldat und die Frau zu, und ersterer sagte: „In die betrübliche Tatsache müssen Sie sich, lieben Fräulein, mit vielen anderen Sterblichen zu finden suchen, daß nicht immer die richtigen Leute an die richtigen Stellen gelangen. Ausnahmen wie Hindenburg und Ludendorff bestätigen nur die Regel.“

„Leider!“ nickte zustimmend Fräulein Käthchen mit einer Gebärde drolliger Verzweiflung, „und doch habe ich es vorhin bewiesen, daß ich über ganz bedeutendes strategisches Talent verfüge und selbst bartnäckige Feinde im Flug hervorwerfen.“

Um so mehr bedauern wir alle, daß Ihr weiser Rat im Großen Hauptquartier nicht gehört werden kann.“ Unter ähnlichen Gesprächen entchwand den Reisenden die Zeit wie im Fluge, und als man sich Heidelberg näherte, wo ein allgemeines Trennen eintreten mußte, hatte man so viel Interesse aneinander gewonnen, daß alle gegenseitig ihre Adressen austauschten und sich versprachen, auch für die Zukunft, wenn auch nur schriftlich, in Verbindung zu bleiben. Vor allem hatten die Frauen ihr Ziel erreicht, den wackeren Feldgrauen von seinem Münzmut zu heilen. Er war allmählich in fröhlichste Stimmung geraten und setzte wohlgemut seine Reise nach Regensburg fort.

Wochen und Monate gingen ins Land. Im Drange der Alltagsgeschäfte hatten wohl manche der Beteiligten das kleine Erlebnis schon halb vergessen. Da kam das liebe Weihnachtsfest mit seinem holden Zauber und teilte jedem seine Gaben aus, dem einen mehr, dem anderen weniger. Auch bei Frau Bleibtreu in Bayreuth traf eine Gabe ein, die ihr große Freude bereitete. Es war ein kurzes, offenbar sehr hastig abgesetztes Schreiben:

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes lesen, werden Sie sich gewiß im ersten Augenblick meiner nicht erinnern können. Ich möchte Ihnen daher zunächst unsere gemeinsame Fahrt im letzten Sommer ins Gedächtnis rufen und das Versprechen, das wir uns gaben, gelegentlich gegenüber von uns hören zu lassen. Dies Versprechen möchte ich jetzt meinerseits Ihnen und den übrigen Damen gegenüber erfüllen, besonders da ich eine für mich recht freudige Nachricht zu übermitteln habe. Ich habe mich soeben mit Georg Warnke, unserem Feldgrauen Fahrtgenossen, verlobt. Er war kurz nach seiner Ausreise ins Feld verwundet worden und ist nun aus dem Heeresdienst entlassen, da ihm die Wunde ein steifes Bein verursachte. Kurz vor dem Weihnachtsabend überraschte er mich im Hause meiner Eltern, und da haben wir uns denn für's Leben gefunden und gebunden. In nicht zu ferner Zeit wird Hochzeit gefeiert. Ihnen, gnädige Frau, möchte ich noch ganz besonders danken, da Sie ja die ersten Böden zu unserem Glück knüpften, die schließlich zum unlösbaren Bande wurden.“

In großer Eile

Ihre

glückliche und dankbare  
Käthchen Fröhlich.“

„So ist's recht!“ meinte Frau Bleibtreu, als sie den Brief gelesen, zu ihrem auf Urlaub anwesenden Gatten,

dem sie sofort das ganze Heilesleben erzählte. „Bei diesem sonnigen Kinde des Rheinlandes wird der gute Warnke seine schwermütigen Schwellen sicher ganz und gar vergessen, wenn es nicht schon der Fall sein sollte! Die Nachricht war mir wirklich eine liebe Weihnachtssurprise.“

„Ehre sei Gott in der Höhe.“

Im Lukasevangelium (2, 14) steht die Weihnachtsbotschaft, die von Luther folgendermaßen wiedergegeben worden ist: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohigesfallen.“ Von diesem Text weicht ganz deutend die Fassung ab, die die katholische Kirche von jeder Weihnachtsbotschaft gegeben hat. Diese lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Es handelt sich bei der katholischen Fassung um die wöchentliche Übersetzung des Tages der Vulgata, der lateinischen Bibelübersetzung des heiligen Hieronymus. Durch die neuere Bibelübersetzung ist nun dargelegt worden, daß die Übersetzung der Vulgata, die für die Katholiken maßgebend ist, dem Urtext des Lukasevangeliums erheblich näher kommt als die Lutherische Übersetzung. Wie Adolf von Harnack nachgewiesen hat, ist den besseren griechischen Handschriften dieses Evangeliums zufolge der Spruch nicht dreiteilig wie bei Luther, sondern zweiteilig wie in der Vulgata und in der auf sie zurückgehenden katholischen Fassung. Deinetwegen verklaut er nicht, was sein soll, sondern was ist, und lautet danach: „Praise (es schallt nun) in der Höhe Gott und auf Erden (verhofft) Friede bei der Erde (Gott) wohlgeläufigen Menschheit.“ In der Vulgata ist also der Schluss der Weihnachtsbotschaft eben nicht ganz richtig wiedergegeben worden, da diese Worte den Worten des Urtextes „der Gott wohlgeläufigen Menschheit“ stehen, aber dem Wortlaut nach nicht genau dasselbe besagen.

Sobald sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte, kam auch das für wenige Minuten unterbrochene Gespräch wieder in vollen Fluß, an dem sich nun auch die neue Fahrtgenossin sofort in reger Weise beteiligte. Sie entwickelte dabei einen Frohsinn und Humor, daß sie bald alle mit ihrer frischen Laune angesteckt hatte.

„Ach, Fräulein,“ meinte plötzlich Frau Bleibtreu, „In Ihnen ist uns eine wackere Bundesgenossin zuteil geworden. Denken Sie nur, Ihr Nachbar zur Linsen hält so wenig von den Frauen, daß er sich entschlossen bat, eheles zu bleiben!“

Mit ihren hellen blauen Augen, aus denen der ganze sonnige Frohsinn der Rheinländerin leuchtete, sah Fräulein Käthchen Fröhlich ihren Nachbar an. Ernst werdend meinte sie: „Nun, wenn er in so jungen Jahren zu so schwerwiegendem Entschluß kam, wird er wohl auch seine Gründe dazu gehabt haben. Nebrigens kann man es den armen Soldaten an der Front auch gar nicht verargen, wenn sie uns Frauen völlig entfremdet werden. Sie hören und sehen ja so gut wie nichts mehr von uns. Und was sie auf ihren langen Urlaubsfahrten in der Offenheit sich spreizen sehen, ist oft auch nicht danach, in ihren Wünschen nach dem Besitz einer Frau anzuregen.“

„Nun helfen Sie ihm auch noch, Fräulein! Das hätte ich zu allerleit von Ihnen erwartet!“

„Ich denke ja gar nicht daran, verehrte Frau! Ich wollte nur erwähnen, wie man dem Ehestande abhelfen könnte, daß wir unseren wackeren Soldaten an der Front vielleicht so fremd geworden sind. Wie herzlich gern ginge ich an die Front und viele meiner Freindinnen mit mir, um das zu ändern! Wir würden uns mühen, den Soldaten das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Unmittelbar hinter der Front möchten wir schalten und wachten nach Art unserer bewunderungswürdigen Schwestern in den Lazaretten. Dort, wo unsere lieben Feldgrauen nach bitteren Kampftagen in den Ruhestellungen für ein paar Stunden ihre aufgepeitschten Nerven beruhigen, möglicherweise Ihnen dienen. Empfehlen Sie nur“

„Vorschlag Ihren Vorgesetzten, etwa unserem Hindenburg oder Ihrem Oberst! Sie könnten ruhig auf meine Verantwortung hin einen Versuch mit uns Rheinländerinnen machen!“

„Das will ich lieber doch nicht tun, verehrtes Fräulein! Ich fürchte, beide Herren würden sehr schwerwiegende Gründe dafür anzuführen haben, daß Ihre Vorschlag bei aller Anerkennung Ihres guten Willens doch für die Praxis nicht verwendbar ist.“

„D, Sie meinen, daß es zu Unzuträglichkeiten zwischen uns Frauen und dem Militär kommen könnte? Da kennen Sie freilich uns Rheinländerinnen schlecht! Wir sind gewiß gern fröhlich und gute Dinge, aber, wenn man uns zu nahe zu treten versucht, dann wissen wir uns schon zu wehren!“

